

Die Wiederaneignung des Selbst jenseits tradiierter Schuld

Erda Siebert

Mein väterliches und gesellschaftliches Erbe hat mein Leben in Deutschland von Beginn an bis heute nachhaltig geprägt: mein Vater als hochrangiger SS-Offizier (Obersturmbannführer) im Nationalsozialismus und meine Mutter als Begleiterin und Mitwisslerin. Ebenso prägend, aber nicht bewusst erlebt, waren die Bombardierung unserer Heimatstadt Dresden Anfang 1945 und die Flucht durch Feuersturm und zerstörte Häuser und Menschen mit dem Verlust von Allem, was uns gehörte. Ich war damals elf Monate alt.

Trotz meines aktiven gesellschaftspolitischen Engagements und der Suche nach den „Nazi-Vätern“ in den 70er und 80er Jahren war die entscheidende innerpsychische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Rolle meines Vaters jedoch erst intensiver möglich mit meinem Beitritt zu dem Verein ‚Arbeitskreis für intergenerationelle Folgen des Holocaust, ehem. PAKH‘, der 1995 gegründet wurde von jüdischen und nicht-jüdischen deutschen Mitgliedern, in der Mehrzahl Psychotherapeuten. Hier entstand ein Forum, ein ‚öffentlicher Raum‘, in dem Menschen mit den unterschiedlichsten Lebensgeschichten im Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Holocaust einen Zugang zu ihren individuellen und kollektiven Geschichten und Sprache für ihr Erleben (wieder-)finden konnten. Dialog und Auseinandersetzung waren in einem geschützten Raum möglich und konnten öffnend und verändernd wirken.

Über dieses Forum hinaus hatte ich eine einschneidende Begegnung auf einer Reise nach Südafrika im Jahr 2003. Der Besuch bei einer deutschen Kollegin und Freundin, die in Südafrika lebte und immer wieder mit Fragen nach dem Nationalsozialismus und Holocaust konfrontiert wurde (in Beziehung zum Apartheid-Südafrika), löste eine intensive gemeinsame Debatte aus. In diesem Zusammenhang begegnete ich Pumla Gobodo-Madikizela, senior research professor in trauma, memory and forgiveness, die selbst an der Wahrheitskommission teilgenommen und intensive Dialog- und Versöhnungsarbeit in gang gesetzt hatte. Sie hatte ein Buch geschrieben: „A Human Being Died That Night“(1), das meiner ‚inneren Welt‘ eine entscheidende Wende gab.

Ich hoffe, dass es mir möglich ist, dieses innere ‚Aufgewühltwerden‘ angemessen in Worte zu fassen. Mehr als 50 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges war es immer noch schwer, zu dem schuldhaften Verhalten unserer Eltern und Großeltern in Deutschland einen persönlichen Zugang zu bekommen. Das Schweigen über die Zeit des Nationalsozialismus und der radikale Bruch in den persönlichen Geschichten durchzogen ganz Deutschland. Die Täter waren kaum noch zu finden. Außer den hochrangigen „Nazi-Größen“, die bei den Nürnberger Prozessen verurteilt wurden, schien niemand ein Täter gewesen zu sein. Die berüchtigten Sätze „ich habe nichts gewusst“ und „ich habe nichts gesehen“, besonders bezogen auf die Konzentrationslager und die vielen Todesmärsche der Juden, waren eine kollektive und ritualisierte Abwehr. Das kollektive Gedächtnis schien ausgelöscht.(2) Diese Abwehr von Schuld und Scham sowie die inneren Spaltungen (das Grausame zu verleugnen und sich auf den ‚guten Aufbau‘ zu konzentrieren), machten ein halbwegs stabiles Leben möglich, das jedoch immer in Gefahr war zu kippen.

Auf diesen Boden fiel nun das Buch von Pumla Gobodo-Madikizela: Sie beschreibt darin eine persönliche Begegnung mit einem hochrangigen Täter des Apartheid-Regimes im Gefängnis – Eugene de Kock -, und zwar anhand von 40 Interviews, die sich wie eine innerpsychische Empathie-Entwicklung, ja fast wie ein psychotherapeutischer Prozess lesen. Dies zeigte mir einen

Weg auf, die Spaltung von Opfer und Täter zu überwinden, auf eine Art, die in Deutschland bisher noch wenig Chancen hatte: die emotionale Begegnung zwischen einem Menschen, der die Verkörperung des ‚Bösen‘ schlechthin zu sein schien und der Autorin als Vertreterin der Opfer und vor allem einer Menschlichkeit, die imstande war, die trennende moralische Grenze zu überschreiten.

Dies kann man auf viele Weisen interpretieren – für mich war es eine Erlösung und machte mir einen Zugang zu dem Menschen ‚Vater‘ möglich. Die Entwicklung, dass grausame Täter mithilfe einer – im wahrsten Sinne des Wortes ‚berührenden‘ Begegnung selbst wieder ein menschliches Antlitz gewinnen und Schuld und Reue empfinden können, ist uns in Deutschland kaum begegnet – und war vielleicht, aus heutiger Sicht, auch so nicht möglich. Aber für uns Kinder und Enkel, das spürte ich deutlich, war ein anderer indirekter Zugang möglich: durch ein symbolisches Berühren der Väter und Großväter, ein Lebendigmachen ihrer konfliktreichen Persönlichkeiten und damit das Füllen einer Leerstelle in vielen Familiengeschichten, konnte sich ein Stück Leben und Familientradition wieder entfalten, mit aller Ambivalenz, Wut, Scham und Trauer, die dazu gehört.

Pumla wurde nicht nur für mich eine wichtige und vertraute Begleiterin auf unserem Weg zu mehr Verständnis für die individuellen, familiären und gesellschaftlichen Konflikte und dem Dialog, der vom Zivilisationsbruch durch den Holocaust zerbrochen war. Die Gespräche über ihre Erfahrungen in der Wahrheitskommission, über ihre vielen Aktivitäten und über ihr Buch eröffneten mir und meinen Kollegen im PAKH neue Perspektiven. Nach einer Einladung zu einem Vortrag 2004 trafen wir uns jährlich in Deutschland zu einem mehrtägigen Austausch, in dem wir jeweils die deutschen und südafrikanischen Entwicklungen vergleichen und diskutieren konnten.

Biographische Hintergründe

Ich wurde 1944 in Dresden geboren. Wenn ich an meine Kindheit denke, überfällt mich heute noch ein doppelbödiges Lebensgefühl zwischen einem ungeheuren Aktionismus (Klassensprecherin, Schwimmerin, Ballett, etc.) und einer tiefen inneren Lähmung, Angst und Traurigkeit, die für mich nicht erklärbar waren. Meine Großeltern hatten die Hochzeit meiner Mutter mit einem Nazi im Jahr 1936 abgelehnt, meinen ‚Nazi-Eltern‘ die Beziehung aufgekündigt und meine Mutter enterbt. Dennoch haben sie meine Mutter nach der Flucht aus Dresden mit drei kleinen Kindern wieder aufgenommen und uns eine Heimat gegeben. Ich hatte das Gefühl, dass wir eine geschundene Opferfamilie waren, die die Bombardierung von Dresden (Febr.1945) überlebt hatte und Unterschlupf suchend bei den Großeltern gelandet war.

Die Realität meiner Eltern war während der Zeit des Nationalsozialismus, dass mein Vater (geb.1906) eine steile Karriere in der Partei absolvierte und schwerpunktmäßig sowohl als SS-Obersturmbannführer im Berliner ‚Reichssicherheitshauptamt‘ als auch 1941 in der Einsatzgruppe A im Osten eingesetzt war. An beiden Orten war er mitverantwortlich für die radikale Vertreibung („Umsiedlung“) und Ermordung von Tausenden von jüdischen und regimfeindlichen Bürgern. Ich muss davon ausgehen, dass er schwere Schuld auf sich geladen hat, ohne bis heute genauere Einzelheiten zu wissen. Nach dem Krieg hat er sich mit den Engländern arrangiert: Er hat ihnen sein Wissen über den Osten zur Verfügung gestellt und ist im Gegenzug juristisch nicht belangt worden (Da er auch geheimdienstlich tätig war, waren seine Informationen für die Engländer besonders wertvoll)

Meine Mutter war „an seiner Seite“(3) und gebar ihm drei Kinder. Nach dem Krieg (1945) trennte sie sich von ihm. Soweit ich informiert bin, hielt er sich an verschiedenen Orten versteckt auf. Wir Kinder haben nie erfahren, welches ihre wirklichen Scheidungsgründe waren. Bis zur Scheidung

1950 haben wir ihn noch an Wochenenden erlebt: zugewandt, liebevoll und viel mit seinen Kindern unternehmend (Spiele, Abenteuer). Nach der Scheidung habe ich meinen Vater nicht mehr wieder gesehen. Er lebte weit entfernt - scheinbar unbehelligt - mit einer neuen Partnerin bis zu seinem Tod. Er starb 1974 in einem Spanienurlaub. Kurz vorher war doch noch ein juristisches Verfahren gegen ihn eingeleitet worden. Deshalb vermute ich, dass er sich umgebracht hat. Das Verfahren hat nicht mehr stattgefunden.

Was es für meine Mutter – als Ehefrau und möglicherweise Mitwisserin vieler mörderischer Aufträge meines Vaters war – bedeutete, reumütig und gleichzeitig verdrängend bei ihren Eltern wieder Unterschlupf zu suchen, fange ich erst in den letzten Jahren an zu verstehen. Sie war 31 Jahre alt, allein erziehend mit drei Kindern und sorgte nur noch für ihre Familie. Ähnlich wie die Nazi-Täter war auch sie in Schweigen gehüllt. Ich sehe sie am Fenster stehen, einsam, traurig, weinend – wenn sie glaubte, dass niemand in der Nähe war. Gleichzeitig war sie von der Nazi-Ideologie geprägt, streng, fordernd und um Anerkennung ringend. Sie deponierte in uns Kinder, dass wir perfekt sein, etwas werden und sie stolz machen sollten.

Im Sinne der unbewussten transgenerationellen Weitergabe haben wir drei Kinder meines Erachtens sehr unterschiedliche Rollen zugewiesen bekommen:

Die Delegation an meinen sechs Jahre älteren Bruder war: „nimm die Hände an die Hosennaht und sei ein Held...“ – also eine direkte Fortsetzung der Nazi-Ideologie und –Pädagogik(4) und ein Ersetzen des Vaters. Später sorgte er für die Kontinuität der väterlichen Abstammung, indem er bis heute intensivste Ahnenforschung betreibt: Nach meiner Vorstellung, um das grausame 'Introjekt' (5), das ihm der Vater hinterlassen hat, verkraftbar zu machen und positive ‚Väterobjekte‘ daneben stellen zu können.

Mein drei Jahre älterer Bruder übernahm die Rolle der scheinbaren Normalität, des Nicht-Wissen-Wollens oder Könnens, aber gleichzeitig des unsteten Wanderers zwischen allen Welten. Bis er nach der Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland an den ‚Ort des Schreckens‘ zurückging, nämlich nach Dresden. Dort war mein Vater tätig gewesen und dort haben wir alles verloren und Todesängste durchlitten. Die beruflichen Wünsche und Sehnsüchte haben sich für meinen Bruder nicht erfüllt – dennoch ist er dort zur Ruhe gekommen, an unserem Ursprung, und hat über Jahre als Schäfer eine Herde betreut. Immer wieder zeigte er mir das einzige schwarze Schaf der Herde. Er sagte dann, „das bin ich“. Ich war betroffen und gerührt zugleich: er sagte es weder im Groll noch als Ausgestoßener. Es war eine symbolische Identifikation, zu der er selbstironisch stehen konnte.

Ich als Jüngste und als Mädchen musste als Container für alle verdrängten und verleugneten emotionalen ‚Abgründe‘ zur Verfügung stehen. Ich musste harmonisieren und vor allem loyal, sorgend und stabilisierend der Mutter zur Seite stehen. Dies sehe ich als psychischen Hintergrund dafür, dass ich lange in einer hoch ambivalenten Situation wissen wollte und doch nicht wissen wollte, was wirklich die Rolle meines Vaters war.

Die schwierige Annäherung an die Täter-Eltern

Nach der Scheidung meiner Eltern 1950 fühlte ich mich als Teil der sog. „vaterlosen Generation“(6) Ich hatte als Kind kaum Anhaltspunkte, dass mein Vater ein hochrangiger Täter war. Er lebte weit

entfernt in neuer Partnerschaft, scheinbar unbehelligt und hat über Jahre kaum Kontakt zu seinen Kindern gehalten. Es erschien mir wie eine ‚normale‘ Scheidung von Eltern, die sich nicht mehr verstanden.

Diese Nicht-Wahrnehmung der Täterschaft meines Vaters ist nur zu verstehen im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Atmosphäre der ersten Jahrzehnte nach 1945. Nicht nur das kollektive Schweigen, sondern auch Verleugnungen von Realitäten und Spaltungen, ja sogar krasse Täter-Opfer-Umkehrungen der Erwachsenen waren an der Tagesordnung. Auch mein Vater schrieb Ähnliches in einem Brief an seine Kinder (bereits 1947), den ich erst vor einigen Jahren durch Zufall in die Hand bekam. Die Schwester meines Vaters sollte ihn so lange aufheben, bis wir die entsprechende Reife hätten, ihn zu lesen. Über die Jahre ist dieser Brief untergegangen, bis mein ältester Bruder ihn 1985 von der Tante erhielt. Das ist kein Wunder, auch bei mir ist er untergegangen, weil die ersten Sätze eine ungeheure Wut in mir aktiviert haben, die ein Weiterlesen immer wieder unmöglich machte. Ein Zitat soll dies verdeutlichen:“ Es wird auch in eurem Leben einmal eine Stunde kommen, in der in euch der Wunsch aufklingt, zu wissen. ... Ich weiß nicht, ob das Urteil der Welt und der Deutschen über mich und Meinesgleichen gerecht sein wird. ... Und meine Liebe wird immer bei euch sein. Für euch nur habe ich und hoffe auch noch weiter leben zu können.“(7)

So lebte ich – wie es vielen Kindern in Täter- und Mitläufer-Familien erging - in einem nicht-verstehbaren Double-bind zwischen einer scheinbar ‚heilen Welt‘ und den bedrohlichen ‚Schatten der Vergangenheit‘. Erst nach dem Tod der Väter, bzw. Eltern fand sich manches Bestürzende, Erschreckende, aber auch Aufklärende in den inzwischen in Biographien so häufig zitierten ‚Kisten im Speicher‘ des Nachlasses.

Mein frühes gesellschaftspolitisches Engagement könnte man vielleicht heute als indirekten Hinweis auf ein unbewusstes Suchen nach den Familiengeheimnissen deuten. Gleichzeitig sehe ich mein eigenes ‚Frageverbot‘ vor allem als Zeichen meiner überstarken Loyalität der Mutter gegenüber, die mir auch noch ihren eigenen Vornamen gegeben hat.

Ich kann mich auch in der Schulzeit nicht an eine Auseinandersetzung mit dem NS erinnern, umso mehr mit den Themen Flucht und Vertreibung, auch hier wieder die Opfer-Identifikation, die die Lehrer uns Kindern vermittelten. Erst kurz vor dem Abitur und mit dem allmählichen Wissen aus meinen politischen Aktivitäten erinnere ich mich an Gespräche mit dem Vater einer Freundin. Es ging um das Thema der Wiedereinführung der Bundeswehr(8), gegen die ich rebellierte und demonstrierte. In diesem Zusammenhang erwähnte er meinen Vater und sagte etwas Ähnliches wie:“...du weißt wohl gar nicht, wer dein Vater war...“ Aufgeschreckt versuchte ich, Näheres von meinem ältesten Bruder zu erfahren. Er hat mir ein paar grundlegende Informationen gegeben, die meinen Vater als einen Nazi wie viele andere einordneten - eingebettet in die damalige gesellschaftliche Wahrnehmung - die mir wohl nicht besonders dramatisch vorkamen.

De facto konnte also meine Auseinandersetzung mit der familiären Schuld nur über meine Mutter beginnen, die Person mit der ich lebte: sie war präsent und lebensnotwendig. Die Wucht der Schuld meines Vaters - und gleichzeitig seine Abwesenheit – ließ eine Auseinandersetzung (noch) nicht zu.

Heute sehe ich, dass ich mir damit eine wichtige innerpsychische Orientierung zu erhalten suchte: die Idealisierung des Vaters musste erhalten bleiben, um die schwierige Beziehung zwischen meiner Mutter und mir zu kompensieren, quasi als „Drittes“, als Triangulierung. Dies ermöglichte mir einen positiven Phantasieraum, der ein Gegengewicht gegen die nicht greifbare bedrückende Familienatmosphäre bilden sollte. Erst Jahre nach der Trennung von meiner Mutter konnte ich die

Ambivalenz in der Beziehung zu meinem Vater erleben: wie kann die kindliche Liebe zu ihm und die Information über sein mörderisches Tun in einer Person zusammenfallen?

Die eigentlichen Teleskopier-Prozesse(9) der Generationenverwirrung spielten sich zwischen der Mutter und mir ab: sie war weder in der Lage, die verlorenen Ideale zu betrauern. Sie war jung (geboren 1914), behütet und naiv aufgewachsen und geprägt von der Natur- und Jugendbewegung der 20er Jahre(10), noch war sie in der Lage, sich mit der Schuld und der sicherlich tiefen Scham auseinandersetzen, mit der sie zu ihren Eltern zurückgekehrt war. Sie schien sich niemandem anvertraut zu haben, um selbst einen Weg der Verarbeitung zu finden. Sie wollte eine Tochter ‚für sich‘, die ihr wieder Leben und Selbstbewusstsein einhaucht. Für mich bedeutete das – ohne damals ein wirkliches Bewusstsein dafür zu haben – nicht im eigenen Recht zu leben. Der ganze Stolz der Mutter zu sein, war eine entscheidende Prägung für mein damaliges Leben.

Dass die Stimmung der Mutter abrupt umkippen konnte, wenn ich nicht ihrem Ideal entsprach, und sie sich tagelang in Schweigen hüllte, löste in mir (und auch meinen Brüdern) schwere diffuse Schuldgefühle aus, da selten klar war, was die Mutter so verletzt hatte. D.h. niemand von uns Kindern konnte ein stabiles Grundgefühl entwickeln. Ich lebte in großer Angst, dass ich mit einer Bürde belastet war, die ich nicht erkennen und schon gar nicht benennen konnte – vielleicht das verlorene Leben meiner Mutter zurück zu erkämpfen bzw. sie vom Schatten der Schuld zu befreien. Die Absurdität eines äußerlich normalen und lebendigen Lebens und die – im wahrsten Sinne des Wortes – darunter liegenden ‚Leichen im Keller‘ hielten mich in einer Art Lähmungszustand fest. Als wäre ich nicht wirklich im Leben verankert und mit der Möglichkeit, dass jederzeit ein sehr fragiles System zusammen brechen könnte.

Erst die Pubertät aktivierte Protest und Distanzierungsversuche, begleitet von der Beschämung, illoyal und undankbar zu sein. Schuld- und Schamgefühle verflochten sich ineinander: meine Trennung vom Heimatort zum Studium in eine weit entfernte Stadt war für die Mutter eine tiefe Kränkung, die sie mit folgenden Worten beantwortete: „seitdem Du gegangen bist, ist unsere Beziehung zerstört“. Das Schamgefühl galt meiner eigenen Unfähigkeit, den Konflikt angemessen lösen und nie wieder die frühere Harmonie herstellen zu können.

Als typische Studentin der bundesdeutschen 68er-Protest-Generation(11) habe ich – wie ich es heute sehe – Wut und Mißtrauen auf die Gesellschaft und auf die alten Nazi- Größen der Wirtschaft und Politik gerichtet. Neben aller Spaltung zwischen Loyalitäts- und Hassgefühlen den Eltern (in Vertretung den politischen ‚Eltern‘) gegenüber, war es letztlich auch ein Drang, etwas zu verstehen und Gerechtigkeit walten zu lassen, wo immer noch ein Nebel über allem lag. Es war unmöglich, sich von den Eltern ganz zu distanzieren, gerade der Nebel hielt mich umwoben mit einem Sog, der unterschwellig wirkte und noch nicht in Sprache gefasst werden konnte. Die unbewussten Wünsche und Tabus unserer Eltern, was wir leisten sollten, ohne sie gleichzeitig zu verraten, war – von heute aus gesehen – ein unmögliches Unterfangen.

In dieser Zeit begann ich mit einer eigenen psychoanalytischen Ausbildung und der Analyse bei einem männlichen Analytiker, bei dem ich schnell auf die Idee kam, meinen Vater zu besuchen. Trotz meiner Angst war ich entschlossen, mich mit ihm auseinanderzusetzen. In derselben Woche erhielt ich die Todesnachricht von meinem Vater und den Rat meines Bruders, das Erbe auszuschlagen (wie symbolisch, wenn man an die innerpsychische Erbschaft denkt, die man nicht ausschlagen kann).

Meine psychoanalytische Ausbildung absolvierte ich von 1974 – 1980 an einem sog. ‚alternativen‘ Ausbildungsinstitut mit einem Leiter, der durch unkonventionelle, dadurch verführerische und provozierende Methoden auffiel. Die Struktur des Instituts wurde immer mehr zu einer führerzentrierten, fast sektenähnlichen Gruppe. Nach anfänglicher Begeisterung, vor allem dass ich noch einmal einen mir sehr zugewandten ‚Vater‘ gefunden hatte, spürte ich mit der Zeit die festhaltenden, autoritären, ja missbräuchlichen Strukturen, ohne mich direkt lösen zu können. Eine normale Trennung mit Abschluss der Ausbildung gab es zunächst nicht, man war gefangen und musste zumeist seine Ablösung und den Ausbildungsabschluss (gerichtlich) erstreiten.

Nach dieser Erfahrung war nichts mehr wie vorher: während äußerlich das Leben scheinbar normal weiterging (Familie gründen, Aufbau einer eigenen Praxis) war meine innere (Schein-)Stabilität zusammengebrochen. Ich musste mir eingestehen, dass ich mich habe verführen lassen, dass ich Dinge zugelassen habe, die abhängig machten, die entwertend und destruktiv waren. Dass ich ein zunehmendes inneres Unbehagen und eine aufkeimende Angst nicht ernst genommen hatte, weil der Wunsch nach Anerkennung und Erfolg zu groß war. Dass ich vielleicht ähnlich verführbar war wie meine Eltern, auch wenn man die jeweiligen Bedingungen natürlich nicht vergleichen konnte. Wie ein unbewusstes Schuldanerkenntnis habe ich zunächst zwei Jahre in einer Strafanstalt gearbeitet, - hinter Gittern und verschlossenen Türen -; mit Tätern, die entweder ihr Leben auf immer verpfuscht hatten oder anderen, mit denen ich gemeinsam auf die Spuren nach den Ursachen und möglicher Veränderung ging. Zwei Berufsjahre, die symbolisch die Extreme darstellten, mit denen ich mich in der Phantasie meinem Tätervater annäherte.

Die 80er Jahre waren bestimmt von einer Phase tiefer Verunsicherung. Die Entwicklung unseres Sohnes, meine Rolle als Mutter und gleichzeitig die brüchig gewordene Abwehr erlaubte mir keine klare Trennung mehr zwischen mir und meinen Eltern. D.h. es entwickelten sich große Schuld- und Schamgefühle, die sich durch gesellschaftliche Erfahrungen verstärkten: im Kriegsmuseum der Alliierten in der Normandie spuckte mir jemand vor die Füße, als er mich deutsch sprechen hörte; in Holland verwies man uns öfter des Lokals, wenn wir als Deutsche erkenntlich waren. Für mich waren dies damals Bestätigungen für eine tiefe Schuld, die ich nicht nur in kollektiver Verantwortung als mehr oder weniger angemessen akzeptierte. Es war die bröckelnde Abwehr, die mich mit meinem Vater wieder innerlich verwob und das destruktive Introjekt zum Agieren brachte. Ich war überzeugt, ich hatte mich selbst schuldig gemacht.

Die Wiedervereinigung Deutschlands (1990) war das entscheidende Ereignis, das endlich eine Tür für die reale Auseinandersetzung mit meinem Vater eröffnete: es ermöglichte mir die Einsicht in das Archiv der Alliierten. Der Beginn einer Auseinandersetzung mit der Täterschaft meines Vaters, die Suche nach Informationen, Gespräche mit meinem sechs Jahre älteren Bruder und schließlich ein Besuch im ‚Berlin Document Center‘ (12) (das die Alliierten jetzt freigegeben hatten) in dem ich eine Kopie der gesamten Akte über meinen Vater erhielt, waren die Folge.

Auf der ersten Seite war ein Foto meines Vaters, auf dem er meinen Brüdern sehr ähnlich sah. In der Uniform erschien er mir fremd und nah zugleich. Mir wurde übel und ich musste die Akte für mehrere Wochen wieder in die Schublade zurücklegen. Allmählich wurde mir klar, dass zwar sehr genau die Formalien, die Orte, Beförderungen etc. dokumentiert waren, aber dass ich selbst auf Spurensuche gehen musste, um diese - soweit es möglich war – mit Inhalten zu füllen. Bis heute geht diese Spurensuche weiter; bei meinem Vater liegt es insbesondere daran, dass es lange wenig Informationen aus Osteuropa gab.

Diese Such- und Auseinandersetzungsbewegung war für meine Generation eine schwierige Zeit. Einsamkeit, Alpträume und die Frage der eigenen Verwicklung führten mich immer wieder zu Rückzügen und Unterbrechungen. Ähnlich ist es vielen anderen sog. ‚Täterkindern‘ in Deutschland

ergangen. Der Wunsch nach Auseinandersetzung und Solidarisierung mit Gleichgesinnten wurde immer intensiver, bis 1998 der erste Kongress des PAKH („Das Ende der Sprachlosigkeit“?) mir die Möglichkeit wies, in diesem Verein ein Forum für Dialoge und die Suche nach gemeinsamem Verstehen zu finden, sowohl mit Nachkommen der Täter als auch mit jüdischen Kollegen, deren Vorfahren zum großen Teil Holocaustüberlebende waren.

Prozesse im PAKH

Aus den intensiven Dialog-Prozessen und Auseinandersetzungen im PAKH über mehr als zehn Jahre möchte ich einige besonders markante herausgreifen. Ich habe mit vielen Menschen und der Gruppe als Ganzer intensivste und berührende Erfahrungen gemacht (ganz besonders mit den Mitautoren dieses Buches), die ich hier nicht alle ausführen kann. Es war und ist eine ungewöhnliche Chance, sich mit so unterschiedlichen Lebensgeschichten zu konfrontieren: Menschen, die selbst den Holocaust überlebt haben; Täter- und Opfer-Nachkommen der zweiten und dritten Generation; Menschen mit Migrations-Schicksalen; Menschen mit ‚gemischten‘ oder unklaren Identitäten (was z.B. das ‚Jüdisch-Sein‘ anbetrifft) und vieles mehr.

Aus all diesen Erfahrungen herausgreifen möchte ich den Dialog-Prozess mit meinem jüdischen Kollegen Peter Pogany Wnendt, der mir in besonderer Weise nahe gegangen ist und mich verändert hat. Ich möchte die Begegnungen detaillierter beschreiben, um ein Bild davon zu entwerfen, welche Dichte und welchen Schmerz die transgenerationellen Prozesse und Entdeckungen auslösen, bevor sie mit emotionaler Heftigkeit ‚abgenabelt‘ bzw. neu integriert werden können. Peter hat in seiner Arbeit die gleichen Beispiele ausgewählt und aus seiner lebensgeschichtlichen Erfahrung beschrieben. So haben wir den Dialog ‚life‘ aus beiden Perspektiven und können relativ genau nachvollziehen, wie und warum sich die Veränderungen entwickeln und welche innerpsychischen Prozesse diese bewirken.

Peter beschreibt seine Geschichte ausführlich im nächsten Kapitel dieses Buches, ich erwähne nur die wichtigsten Daten. Er wurde 1954 in Budapest/Ungarn in eine jüdische Familie geboren und erlebte als Zweijähriger die Schrecken des ungarischen Aufstands von 1956 aus nächster Nähe, bis die Familie nach Chile floh¹. Seine Eltern überlebten als sehr junge Menschen den Holocaust, während die Großeltern väterlicherseits auf unbekannte Weise umgekommen sind. 1970 kam seine Familie nach Deutschland in das „Land der Täter“ und verleugnete ihre jüdische Zugehörigkeit: So stellten sie gewissermaßen eine neue Situation des Sich-Versteckens und der Verfolgung her.

Verloren im Dickicht der destruktiven Introjekte

Die Zeit des Holocaust und des Nationalsozialismus hat bis heute tiefe Spuren in der deutschen Gesellschaft und in den Familien hinterlassen. Nach dem Ende des Krieges 1945 waren natürlich das ideologische Denken und die faschistischen Erziehungsmethoden in keiner Weise beendet, wenn nicht bewusst, so wurden sie unbewusst weiter tradiert. Hinzu kamen die unvorstellbare Schuld und Scham, die überwiegend verdrängt und verleugnet wurden. Diese Phänomene führten zur unbewussten intergenerationellen Weitergabe teilweise traumatischer Erfahrungen an die zweite und häufig auch noch an die dritte Generation.(13)

Mathias Hirsch schreibt über die intergenerationelle Weitergabe: „Die traumatischen Erfahrungen der Eltern werden als Fremdes den Kindern kaum merklich implantiert, sie bilden nun im Kind einen Fremdkörper, ein transgenerationelles Introjekt(14). Faimberg nennt es „tyrannisches Eindringen einer Geschichte“(15), nämlich einer fremden Geschichte, die nicht zum Subjekt gehört.

1

Dieser Fremdkörper wirkt destruktiv auf das Innere des Kindes ein, entstellt sein ‚Eigenes‘ im Sinne eines „falschen Selbst“ (Winnicott)(16). Die bedrohliche innere Begegnung mit Aspekten dieses Introjekts kann zu lähmenden, unlebendigen oder (selbst-)destruktiven Reaktionen führen. Vamik Volkan spricht in diesem Zusammenhang von ‚deponierten Repräsentanzen‘ – den ungelösten und nicht verarbeiteten Konflikte, die die Eltern unbewusst in ihre Kinder einpflanzen.

Vor diesem Hintergrund sehe ich heute meinen damaligen Einstieg in den PAKH: Wie stark auch meine transgenerationelle Prägung war, habe ich erst nach und nach begriffen. Bewußt ging ich die Begegnungen mit großen Erwartungen an. Endlich hatte ich ein Forum, in dem sich Menschen mit den extrem schwierigen Folgen des Holocaust und des Nationalsozialismus intensiv beschäftigen wollten.

Wider Erwarten begann es schwierig: Ich musste erkennen, dass ich in der ersten Zeit kaum Unterstützung in der Arbeitsgruppe bekommen konnte, sondern eher ein großer Vorbehalt mir gegenüber bestand, weil es unter den deutschen Kollegen bisher kein so exponiertes ‚Täterkind‘ gab. Es war nur natürlich, dass die Gruppe sich zunächst mit den Opfern und deren Nachkommen beschäftigte, vor allem weil die Initiatorin des Vereins, Liliane Opher-Cohn, eine jüdische Kollegin war, deren Vorfahren schlimme Erfahrungen im Konzentrationslager durchgemacht hatten und weitere bittere Schicksalsschläge als Folgeerscheinungen. Dennoch hat es mich irritiert, dass die Mehrzahl der nicht-jüdischen Deutschen sich in dem Arbeitskreis noch gar nicht mit der Täterseite befasst hatte.

Ich kam mir vor wie jemand, der tatsächlich den „bösen Samen“ (Bar-On)(17) in die Gruppe trägt und allein für die destruktive Seite verantwortlich ist. Besonders Peter und seinen jüdischen Kollegen gegenüber entstand in mir eine tiefe Verunsicherung, wodurch sich eine verstärkte Verwobenheit mit meinem Vater und seiner Schuld entwickelte. Allein durch die Anwesenheit der jüdischen Kollegen und vor allem Peters projektive Täter-Phantasien mir gegenüber – die immer wieder spürbar waren – geriet ich oft in einen inneren Konflikt: was darf ich sagen, was nicht? Kann es sein, dass ich ein ähnliches Monster bin wie mein Vater? Wie sehen es die anderen deutschen Kollegen, um deren Solidarität ich zunächst vergeblich gerungen habe, weil niemand in einer ähnlichen Lage war? Teilweise fühlte ich mich mutig, wenn ich versuchte, bei der Diskussion über die deutschen Täterfamilien mehr zu differenzieren oder sogar manchmal Mitgefühl auszusprechen.

Die Nächte danach hatte ich mit Albträumen zu kämpfen, weil ich nachträgliche Racheimpulse befürchtete und mich am liebsten vor Scham nicht wieder gezeigt hätte. Wo war mein eigener Platz? Wen durfte ich kritisieren? Für wen Empathie empfinden? Ich schien permanent zwischen der Loyalität zu meinen Eltern und dem Verantwortungs- und Schamgefühl den jüdischen Kollegen gegenüber hin- und her zu oszillieren. In dieser Zeit spielte die tragende und stabilisierende Gruppe (die in unterschiedlichen Strukturen z.B. als Literatur-, Intervisions- oder Forschungsgruppe zur Verfügung stand) für die eigene Identität eine bedeutsame Rolle. Extreme Gefühle konnten hier gehalten und so lange ‚contained‘ werden, bis sie einer Verarbeitung zugänglich wurden.

Diese inneren Kämpfe führten mich gleichzeitig zu einer Abwehr gegen Angst und Scham in Form von eher aktiven und aggressiven Signalen und der Demonstration einer scheinbaren Stärke. So wie ich es schon als Kind von den Eltern unbewusst übernommen und mir Respekt und Aufmerksamkeit verschafft hatte. Niemand sollte merken, wie verunsichert ich war und dass damals eine tiefe Angst mein ständiger Begleiter gewesen ist. Je weniger ich mich in der Gruppe sicher fühlte, desto mehr verwoben sich die übernommenen destruktiven Introjekte mit meiner eigenen

Persönlichkeit, umso mehr fühlte ich mich ihnen schutzlos ausgeliefert. Die Angst bestand sowohl darin, in destruktiver Identifikation mit dem Vater, Rache zu befürchten als auch in der Angst vor einer Identitätsdiffusion, dass ich nicht mehr ‚Herr in meinem Hause‘ bin, dass ich verschwimmen könnte sowohl mit inneren als auch mit äußeren Einflüssen, und dabei vor allem meine Sprache, meine Kommunikationsmöglichkeit ganz verliere. Diese Angst war immer mit dem Schamgefühl gepaart, dass mein Bild von mir selbst ein ‚Trugbild‘ sein könnte, dass meine Kollegen dieses entdecken und mich mit einem ‚Kains-Mal‘(18) behaftet wahrnehmen würden.

Diese tiefe Furcht hat sich in besonderer Weise durch die Annäherung an zwei Überlebende und deren Lebensgeschichten verringert.

Vor allem die Begegnung mit einem Überlebenden (Child-survivor) – David Reusmann –, hat in mir eine Mauer durchbrochen, die sich gegenüber dem unvorstellbaren Grauen und den Zahlen, die ich immer wieder las, gebildet hatte. Das Schicksal von David Reusmann und seiner Familie – er hatte als Kind ein Ghetto in der Ukraine überlebt –, seine Kraft und sein Lebensmut haben mir geholfen, nicht an seinem Leid (in Verbindung zu meinem Vater) schuldhaft hängen zu bleiben, sondern einen Schmerz und ein tiefes Mitgefühl für seine Leidensgeschichte zu empfinden.

David hatte eine unvorstellbare Verbindung zu mir hergestellt, die mich – ebenso wie die anderen Teilnehmer des Literaturkreises – tief berührt hat. Obwohl wir altersmäßig nur acht Jahre auseinander waren, bin ich die Nachkomm(in) eines Täters, während er als Child-survivor selbst Furchtbares durchgemacht hat. Nachdem er mit seiner Familie anhand von Interviews seine Lebensgeschichte und die seiner Familie in Worte fassen konnte, hat mein Kollege, Johannes Pfäfflin, sie in einem Vortrag verarbeitet(19). In einer Diskussionsrunde wurden die Darstellung seiner Familiengeschichte und meiner nebeneinander gestellt und gemeinsam diskutiert. Das war an sich schon das Ergebnis eines sehr menschlichen und konstruktiven Dialogs, der mich emotional sehr bewegte. David bemerkte es, fasste mich liebevoll am Arm und sagte: „ich sehe Dich als meine kleine Schwester“. Seine wirkliche Schwester war als Kleinkind im KZ an der Seite der Mutter umgekommen. Davids Reaktion war ein spontaner Akt der Verbundenheit und Solidarität mit mir, der Tochter eines Täters – nicht nur ich war zu Tränen gerührt. Es war die Verbundenheit in einer gemeinsamen Trauer, und zugleich eine Hoffnung, die er damit ausstrahlte: die Kinder der Betroffenen (Überlebenden und Täter) haben eine neue Chance, wenn sie eine emotionale Berührung zulassen.

Die Schuldfrage – projektive Identifikation

Wie schwierig diese Prozesse der Konfrontation und der Aufarbeitung auch in der Gesellschaft waren und zum Teil immer noch sind, und wie schnell die Mechanismen der projektiven Identifikation in der Öffentlichkeit wie eine Falle zuschlagen, soll ein Beispiel verdeutlichen. Sobald eine öffentliche Persönlichkeit der zweiten Generation selbstkritisch, aber ambivalent, Stellung bezog zum Nationalsozialismus, wurde ihr die ‚Täterschaft‘ wie ein Bumerang selbst angelastet:

So ist es dem damaligen deutschen Bundestagspräsidenten Philip Jenninger ergangen, als er 1988 in einer Rede im Bundestag die Verführung und das Faszinosum der nationalsozialistischen Ideologie offen ansprach. Als wenn er durch das Aussprechen des immer noch bestehenden öffentlichen Tabus den anderen den Spiegel vorgehalten hätte, den sie schnell zerstören müssten und projektiv dem Protagonisten zurückwerfen. Dieser sollte die Schuld übernehmen, zur Befreiung des eigenen Gewissens der Zuhörenden. Philip Jenninger musste von seinem Posten zurücktreten.(20)

Ich glaube, daß diese immer wiederkehrenden öffentlichen Ereignisse mit projektiven Schuldzuschreibungen und die weiter bestehende Schwierigkeit, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, in besonderer Weise unsere Aufmerksamkeit auf die 1996 gegründete Wahrheitskommission in Südafrika gerichtet hat. Auch unsere Arbeitsgruppe PAKH war fasziniert von dem Versuch, einen völlig anderen, versöhnlicheren Weg öffentlich zu gehen. Auch wenn in Deutschland die Skepsis bezüglich einer eventuellen Verleugnung der destruktiven Anteile groß war, so wurde doch zumindest in der zweiten Generation eine Sehnsucht nach einer anderen Art der dialogischen Auseinandersetzung zwischen Nachkommen von Opfern und Tätern und auch zwischen den Generationen innerhalb der Familien wach.

Ganz anders als in Südafrika, deren Wahrheitskommission eine öffentliche Auseinandersetzung geradezu erzwungen hat, kann man in Deutschland von einer Latenzzeit von mehr als 50 Jahren sprechen, bis „die Geschichte der Nazizeit endlich angenommen wurde als das, was sie schon immer war – als Familiengeschichte“ (Hannes Heer)(21)

So war für uns die Einladung von Pumla nach Kapstadt zur Konferenz Memory, Narrative and Forgiveness: Perspectives on the Unfinished Journeys of the Past ², eine Ehre und Herausforderung. It was organized by Pumla Gobodo-Madikizela and Chris van der Merwe in 2006 to mark the 10th anniversary of the work of the Truth and Reconciliation Commission.

Bei der Vorbereitung entstand in mir die intensivste und schwierigste affektive Erfahrung in unserer Arbeitsgruppe. Fünf Kollegen aus dem PAKH (darunter auch ich) wollten eine gemeinsame Veranstaltung in Kapstadt durchführen: ‚Handling Down the Holocaust in Germany: A Reflection on the Dialogue between Second-Generation Descendants of Perpetrators and Survivors‘. Jeder von uns fünf Vortragenden sollte dafür einen eigenen Text schreiben, ausgehend von der persönlichen Biographie.

Als Peter uns seinen Text präsentierte, in dem er sowohl über die Nachkommen der Opfer sowie der Täter schrieb, hatte ich das Gefühl einer Anmaßung und einer Grenzüberschreitung mir gegenüber, die mir den Atem verschlug und die das bisher positive Containment der Werkstatt-Gruppe – unserer wissenschaftlichen Vorbereitungsgruppe – sofort in Frage stellte. Bis dahin war mein Eindruck von der Gruppe gewesen, dass jede Seite sich noch sehr vorsichtig mit sich selbst beschäftigte.

Es gab in mir Gefühle und tiefe Bewegungen, die ich noch längst nicht in Worte fassen konnte; und es gab rein verbal immer wieder Missverständnisse, als hätte man noch keine gemeinsame Sprache. Ich hätte mir zu der Zeit niemals angemaßt, über die jüdische Seite zu schreiben. Ich hatte erwartet, dass jeder nur für sich spricht, was ich damals schon schwierig genug fand. Heute würde ich sagen, dass es vielleicht auch noch ein Neidgefühl gegenüber Peter gab, der viel schrieb und schnell Sprache fand – während ich mühsam nach Worten suchte, meinte, nie die richtigen zu finden, und immer noch sehr darauf bedacht war, wie meine Worte ankommen würden. Die Angst vor dem eigenen destruktiven Introjekt, sich indirekt und unbewusst trotz großer Bemühungen schuldig machen zu können wie der Vater, durchzog damals noch sehr mein Dialogverhalten im PAKH.

Auf Peters Text habe ich mit großer Wut und Enttäuschung reagiert, als hätte er sich meine Erfahrungen widerrechtlich angeeignet und mich dadurch überflüssig gemacht. Es war wie ein Aufschrei, der bei uns beiden eine extreme Wirkung hinterlassen hat. Als ich später von seiner heftigen Reaktion erfuhr - er wollte von dem gesamten Projekt zurücktreten - , war ich so erschrocken, dass ich dachte, ich hätte einen symbolischen Mord begangen. Die Schuldfrage hatte in der jetzigen Realität zugeschlagen, zwischen Peter und mir, der zweiten Generation.

Diese heftige und kränkende Erfahrung hat in uns beiden – und wahrscheinlich auch in dem Rest der Werkstatt-Gruppe – eine erneute Vorsicht und innere Spaltungsbereitschaft aktiviert, sich wieder in die eigene Untergruppe zurück zu ziehen (jüdisch bzw. nicht-jüdisch deutsch), dies, um die wieder aufsteigenden existentiellen Ängste abzuwehren und nicht einen Bruch innerhalb der Gruppe zu riskieren. Die Folge waren viele Missverständnisse. Wir konnten uns gegenseitig nur begrenzt verständlich machen, beide waren wir zutiefst enttäuscht und einsam in unsere familiären Erfahrungen verstrickt. Gleichzeitig überwog der Wunsch, nach außen (Südafrika) als solidarische Gruppe aufzutreten, was mithilfe der übrigen Gruppenmitglieder (die übrigen Autoren) auch tatsächlich gelang.

Die projektiv-identifikatorische Wechselwirkung zwischen Peter und mir scheint in uns beiden unheilvolle tiefe Vernichtungsängste wachgerufen zu haben: Meine Angst, von Peter aus der Gruppe ‚rausgekickt‘ und überflüssig gemacht zu werden, und diese projektiv in Form von aggressiver Reaktion an ihn zurückzugeben, löste bei Peter eine ‚transgenerationelle‘ Angst aus, als wäre ich für ihn identisch mit meinem Vater.

Für mich war vor allem die Frage virulent, weshalb ich mich immer wieder auch als quasi „Schuldige“ und „Sündenbock“ anbot und damit ebenfalls unbewusst in die destruktive Elternrolle schlüpfte.

So ist es in der Auseinandersetzung mit dem transgenerationellen Erbe zwischen Peter und mir zu tiefen Verunsicherungen gekommen. Im Schutz der Gruppe sind wir aneinander geraten, haben die Schatten unserer Väter vor uns her geschoben, so dass ich mich immer wieder in Schuld(-gefühle) verstrickte, als müsste ich meinen Vater sühnen. Dennoch ist über die Jahre ein bewegender Veränderungsprozess entstanden: ein empathischen Dialog, der es ermöglicht hat, die bis dahin abgewehrten Gefühle von Angst, Enttäuschung und Trauer immer mehr zu öffnen und ein Gegengewicht gegen die (übernommene) Schuldlast meines Vaters zu schaffen.

Von Schuld(-gefühlen) zur Scham

Die geschilderten Erfahrungen demonstrieren die zunächst immer wieder aufsteigenden Angst- und Schuldgefühle, besonders in der Auseinandersetzung mit meinen jüdischen Kollegen. Für mich war die Folge eine innerpsychische Erstarrung; die Schuldgefühle lähmten mich und machten das Gegenüber zu einer Bedrohung. Es gab weder die Chance, sich vom Schicksal des Anderen berühren zu lassen, noch für den eigenen Anteil der Schwierigkeiten ein Schamgefühl zu empfinden.

Die psychoanalytische Literatur hat inzwischen die überragende Bedeutung des Schamgefühls entdeckt, sowohl als ubiquitäres Phänomen, das jeder Mensch durchleben und aushalten muss; als auch als traumatische Erfahrung, die schwere psychische Auswirkungen haben kann. Während sich in der klassischen Theorie die Schuld aus einer Spannung und Diskrepanz zwischen dem Ich und dem Über-Ich herleitet, wird die Scham mit der Spannung von Ich und Ich-Ideal verbunden. Wurmser beschreibt, daß die Schuldgefühle sich auf die Verletzung des anderen, die Schamgefühle auf die Verletzung des Selbst beziehen (Wurmser 1981, S.15). Er untersucht seit vielen Jahren die traumatische Scham und ihre Auswirkungen.

Inzwischen hat sich der Schambegriff sehr erweitert (Broucek, Seidler, Hilgers u.a.) und wird heute bipolar interpretiert, d.h. die Scham hat einen subjektiven und einen Beziehungsaspekt.

Ich möchte mich auf den Aspekt konzentrieren, der das intrapsychische Affekterleben mit dem zwischenmenschlichen verbindet (siehe die 'selbstreflexive Scham' nach Seidler, 1995). Nach meiner Erfahrung kann der Schamaffekt – sein Bewusstwerden und seine Entfaltung – eine Dimension der Reifung und der Weiterentwicklung in sich tragen. Voraussetzung ist, dass die Scham in einem erträglichen Maße erlebt werden kann. Im Unterschied zu Schuld und Schuldgefühlen würde ich das Empfinden(-können) von Scham als eine empathische beziehungsgestaltende Fähigkeit ansehen, die aus der selbst bezogenen ‚mea culpa‘ Haltung herausführt. Auch wenn das Schamgefühl sichtbar eher eine Rückzugshaltung nach sich zieht – „ich möchte im Erdboden versinken“ –, so hat die Scham doch meiner Ansicht nach eine zwischenmenschliche Dimension, eine innere Beziehungsgestalt, vielleicht wie in einem Winnicott'schen ‚Übergangsraum‘.(22) Scham ermöglicht in diesem Sinne sowohl eine vertiefte Einsichts- und Reflektionsfähigkeit als auch ein Mit-Gefühl, das Vergleiche und Unterschiede mit den Mitmenschen erlaubt.

Seit Mitte der 1990er Jahre können wir auch im kollektiven Diskurs in Deutschland eine Veränderung erleben: Die Scham, in den eigenen Familiengeschichten beunruhigende und erschreckende Erkenntnisse zu entdecken, konnte jetzt ausgehalten werden. Es entstand eine Flut von Veröffentlichungen (Bücher, Filme, Dokumentationen etc.). Neben jüdischen Nachkommen hat auch die nicht-jüdisch deutsche zweite und dritte Generation plötzlich ein Bedürfnis, die Tabus zu öffnen und sich der beschämenden Verantwortung zu stellen; auch in der eigenen Familie Schuldige und Verantwortliche für die grauenvollen Taten des Holocaust und des Nationalsozialismus auszumachen, ohne ihnen moralische Bewertung überzustülpen.*(23)

Für mich wurden die Prozesse im PAKH zunehmend zu einer Entlastung von Schuldgefühlen. Die Gruppe spiegelte mir, wenn die transgenerationale Übernahme mich wieder einzuholen drohte. Gleichzeitig sind Peter und ich in einen intensiven Dialog eingetreten, der kontinuierlich als Versuch zu sehen ist, sich gegenseitig verständlich zu machen. Erst nach und nach konnte ich Peters Leid nachvollziehen, welche Wirkung auch seine Loyalität zu den Eltern immer noch hatte und wie sehr er sich vor meinem Nazi-Vater schützen musste. Ich begann auch allmählich zu verstehen, wie sehr ihn die Frage nach den Tätern, nach der scheinbaren „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt) beschäftigte, ohne dass ich gleich in Schuldgefühle verfallen musste. Gleichzeitig konnte er nachvollziehen, dass eine tiefe Angst mich zu meinem Angriff ihm gegenüber geführt hatte – eine sehr frühe Angst, nicht in eigenem Recht wahrgenommen und damit überflüssig zu werden. Eine Angst der Kinder aus Täterfamilien, nicht ihr eigenes Leben führen zu können, sondern für die Eltern in dieser Welt etwas wieder gutmachen und einen lebenslangen Kampf gegen das Böse führen zu müssen. Dies ist sowohl in der äußeren Lebensbewältigung als auch als innerpsychischer Prozess zu verstehen.

Dabei war für mich besonders wichtig zu spüren, dass meine Worte bei Peter etwas bewirkten und dass diese Wirkung auch in mir etwas veränderte – und umgekehrt! In mir entwickelte sich allmählich aus dem Schuldgefühl ein Schamgefühl – ein Schamgefühl, das zu mehr Empathie führt, weil es eine Reaktion auf die Betroffenheit des Anderen bedeutet.

Die zweite wichtige Unterstützung erfuhr ich von außen. Da ich mich auch im PAKH oft in einer exponierten und gleichzeitig einsamen Situation fühlte (es war niemand anderes da mit einer ähnlichen Geschichte), waren die Begegnungen besonders bedeutsam, in denen jemand von außen hinzu kam (Pumla Gobodo-Madikizela, Vamik Volkan, A.Senfft u.a.), die mich ausdrücklich ermuntert haben, meine eigene Sicht ernst zu nehmen, auch wenn teilweise noch Schuld- und

Schamgefühle oder Erstarrungsmomente dahinter spürbar waren. Offensichtlich war ein durchgängiges Schamthema, sich Platz zu nehmen, wenn anderen Platz und Leben genommen worden war. Dies war auch oft mein Gedanke Peter gegenüber, allein meine Anwesenheit könnte ihn provozieren. Natürlich habe ich gleichzeitig durch meine Not und mein Getriebensein aktiv dagegen angekämpft und vielleicht dadurch noch verstärkt provoziert. Damals haben die Schatten der Vergangenheit zwischen unserem Kontakt gestanden. Manchmal habe ich die Angst von Peter gespürt, seine Familie zu verraten, wenn er mir vertraut oder wenn er dauerhaft ein Verständnis oder eine Empathie für mich entwickeln würde.

Eine ganz besondere Intensität hatte diese Auseinandersetzung während eines Supervisionstages mit dem Psychoanalytiker und Großgruppendedynamiker Vamik Volkan. Volkan hatte die Core-Group schon in den Anfangsjahren des PAKH intensiv begleitet und supervidiert. Im Jahre 2008 war er noch einmal als Supervisor für einen Arbeitstag eingeladen worden. Er konnte nun als ‚Dritter‘, quasi von außen kommend, die Mitglieder des PAKH in ihren Auseinandersetzungen und Dialogen zwischen den jüdischen und nicht-jüdisch deutschen Mitgliedern behutsam begleiten.

Der Gruppendialog begann für mich damit, dass ein Überlebender mich ansprach, wie kalt und gefühllos ich auf ihn wirken würde, so wie alle Deutschen ihm vorkämen, wenn er aus dem Ausland in dieses Land zurückkäme. Ich erstarrte, um eine tiefe innere Scham zu verbergen. Zum Glück bekam ich von anderen Teilnehmern Unterstützung: es entwickelte sich eine heftige Diskussion über „die Deutschen“, das „Land der Täter“ und seine Entwicklung bis heute. Dabei gerieten Peter und ich in die schwierige Diskussion, ob man seine sehr früh entstandenen guten und liebevollen Gefühle einem solchen Vater gegenüber haben darf. Mit großer Wucht empörte er sich gegen jedes positive Gefühl einem solchen Täter-Vater gegenüber. So sehr ich auch enttäuscht war von Peter, dass er mir das nicht zugestehen wollte, so konnte ich doch den Prozess in als differenziert und ausgleichend erleben. der Gruppe Neben mir saß Rahel (Peters Tochter) und war empört, wie man jemandem verweigern könnte, seinen Vater zu lieben. Als Rahel das sagte, war ich einerseits gerührt, andererseits war mir natürlich klar, dass sie als Peters Tochter ihn meinte und ich insgeheim ein Gefühl hatte, ‚wie gut dass sie meinen Vater nicht kennt‘ und ihn humaner macht, weil sie nichts anderes kennen gelernt hat.

Vamik Volkan fragte mich ganz direkt, ob ich eine Erinnerung von meinem Vater hätte und ich verriet meinen heimlichen ‚Schatz‘, den ich mir bis heute aufbewahrt habe, nämlich das Buch „Der kleine Prinz“ von Saint-Exupery. Dieses Buch hatte mein Vater mir geschickt in Zeiten nach der Scheidung, als es keinen Kontakt mehr zwischen uns gab und er zu Hause tabu war. Das Buch schildert für mich eine tiefe Sehnsucht – nach Heimat, nach Beziehung, nach Freundschaft – die offen bleibt! Es lädt ein zu magischen Phantasien, es passte zu meinen Spaltungsphantasien zwischen Vater und Mutter. Als mir dies klar wurde, stand plötzlich die Diskrepanz zwischen meinen langjährigen irrationalen Phantasien und Sehnsüchten über den Vater und der Realität im Raum.

Der weitere Dialog – gefördert von Vamik – stimmte die meisten nachdenklich: die alten Gruppenbildungen wurden durchlässiger; zwischen den jüdischen und deutschen Mitgliedern entstanden emotionale Berührungspunkte. Ich habe verstanden, was es für ein jüdisches Mitglied bedeutete, wenn ein aktueller Wohnungsverlust Erinnerungen an eine schmerzliche Emigration aktualisierte. Ebenso gab es eine große Betroffenheit, als eine deutsche Teilnehmerin sich kaum traute, die Verluste ihrer Familie durch Flucht und Vertreibung zu benennen und zu betauern, weil es einem Deutschen immer noch nicht anstünde, dies auszusprechen. In diesem Zusammenhang erlebte ich mein Schamgefühl besonders intensiv: mein Vater hatte zu diesen über Generationen anhaltenden dramatischen Folgen beigetragen.

Diese Erfahrung hat etwas in meinem Innern neu bewegt: es wirkte so, als wenn gerade durch die Anerkennung meiner Liebeswünsche an meinen Vater ich selbst noch einmal aufgewacht wäre und die Paradoxie neu verstanden hätte. Ich begann zu unterscheiden zwischen meinen Phantasien, Visionen und Wünschen an den guten Vater, die mir als Kind sicher notwendig waren, und der Realität des Vaters im Nationalsozialismus und auch später. Die ‚geheime Insel der Zuneigung‘ wurde getrübt und ich begann Abschied zu nehmen von etwas, was nicht der Wirklichkeit entsprach. Auch nach dem Krieg in meiner Kindheit und Jugend war mein Vater nicht für mich da und ich kann es nicht schönreden. Es gibt Dinge, die ich heute sehr viel besser verstehe – aus seiner Kindheit und Jugend und der Entwicklung in dieser historischen Zeit – aber lieben kann ich meinen Vater nicht mehr.

Ablösung von den internalisierten malignen Elternbildern

Im Jahre 2009/2010 war es offensichtlich an der Zeit, im Austausch mit jüdischen und deutschen Mitgliedern auch den Kriegserfahrungen und der Trauer der Deutschen einen Platz im PAKH zu geben. Es war ein weiterer Schritt des konstruktiven Dialogs im PAKH und besonders zwischen Peter und mir. Ich gründete gemeinsam mit einigen PAKH-Mitgliedern eine neue Arbeitsgruppe Kriegskinder/Kriegsenkel, in der wir uns mit den Kriegserfahrungen und -folgen und auch hier mit der transgenerationellen Weitergabe auseinandersetzten. Besonders beeindruckt war ich, dass auch Peter an dieser Gruppe teilnimmt, und habe es als Teil unseres zunehmend integrativen und vertrauensvollen Dialogs verstanden.

Die Gründung der Kriegskinder-Gruppe verstehe ich heute als Integrationsleistung, mit der ich intrapsychisch eine Spaltung überwunden habe, nämlich Täter- und Opfer-Aspekte in mir zu verbinden und eine innere Ambivalenz auszuhalten. Diese vermittelte mir gleichzeitig eine größere innere Sicherheit.

Es bedeutet ebenso, dass eine zunehmende Ablösung von den internalisierten malignen Elternbildern stattgefunden hat. Trauer und Schmerz beziehen sich nun auf den eigenen Verlust von Sicherheit und Heimat, auf eine traumatische Erfahrung und auf die Folgen von Flucht und lebensbedrohlichen Ängsten. Erst jetzt wurde mir klar, wie sehr diese Erfahrungen durch die malignen Introjekte der Eltern überlagert waren. Sie hatten kaum eine Chance, als persönliche Erfahrung ins Bewusstsein zu gelangen und damit verarbeitet zu werden.

Die wesentliche Veränderung war dabei, dass ich zunehmend Sprache gefunden hatte für meine inneren Wahrnehmungen und Zustände; ein Prozess, der für mich existentiell wichtig war seit der ersten Auseinandersetzung mit Peter. Wenn andere mehr oder weniger für mich (oder die ‚Täterkinder‘) sprachen, solange ich noch keine differenzierte Sprache hatte, dann kam dies für mich einer früheren Erfahrung gleich, dass meine Individualität in einer größeren – nicht erkennbaren – Bedeutsamkeit unterging und ich mich manipuliert fühlte.

Dabei ist die Wechselwirkung zwischen mir und dem Anderen von größter Bedeutung. Aus meiner Sicht ist für eine Identitätsveränderung bzw. –transformation in dieser Dialogarbeit nicht nur „die aktuelle Gegenwart des anderen“ entscheidend, wie Shmuel Ehrlich es in dem eindrucksvollen Erfahrungsbericht über die Nazareth-Gruppenkonferenzen(24) beschreibt. Vielmehr erscheint es mir notwendig, dass man etwas *bewirkt* im Anderen – in einem Moment des wechselseitigen Berührtseins. Nicht nur den eigenen Affekt, sondern auch die Wirkung im Anderen wahrzunehmen, trägt zu Umdeutung und Veränderung bei.

Dabei erscheint mir die wachsende Empathie und Mit-Menschlichkeit das Ergebnis eines tiefen inneren Prozesses von ständiger Suche nach einem aushaltbaren Gleichgewicht: zwischen Selbstschutz und Annäherung, zwischen Wut und Scham, sowie Angst um die eigene Identität. Erst das Berührtwerden durch ein gemeinsames Gefühl (auch wenn es unterschiedliche Hintergründe hat) schafft ein Stück Aufhebung der Fremdheit. Damit ist die Freund-Feind-Polarität, die viel Sicherheit gibt (oder Täter-Opfer-Polarität), durchbrochen und ich verändere mich in Richtung auf eine eigene Ambivalenz, die das scheinbar Feindselige in mir selber aufnimmt und erst damit die Empathie und Sympathie für den andern frei wird.

Wer ist Opfer? Wer ist Täter? – Spaltung und Ambivalenz

Im Jahr 2010 ergriff ich die Initiative, die Islamwissenschaftlerin, Autorin und Publizistin Alexandra Senfft zu einem öffentlichen Vortrag in den PAKH einzuladen. Sie war 1988 Nahostreferentin der Grünen-Fraktion im Bundestag, dann UN-Beobachterin in der Westbank und bis 1991 UN-Pressesprecherin im Gazastreifen. Über ihre vielschichtigen Erfahrungen hat sie ein Buch veröffentlicht: „Fremder Feind – so Nah“, über israelisch-palästinensische Dialog- und Friedensprojekte, das mich besonders beeindruckt hatte.

Wie bei unseren Vorbereitungen auf solche Veranstaltungen üblich, wollten wir das Buch zuvor lesen und in unserer Literaturgruppe diskutieren. Ich hatte mich angeboten, die wichtigsten Gedanken des Buches zu referieren. Mir war nicht klar, wie brisant die Thematik Israel-Palästina für unseren deutsch-jüdischen Diskurs nach dem Holocaust ist. Es gab eine spannungsgeladene Auseinandersetzung – eine massive Kritik mir gegenüber in Vertretung von A. Senfft –, ob wir nicht-jüdischen Deutschen uns überhaupt im Nahost-Konflikt engagieren dürften, eigentlich hätten wir dort nichts zu suchen. Diese These überraschte mich. Vielleicht kann man es so sehen, aber ich würde denken, dass es eigentlich unseren Grundprinzipien des PAKH zuwiderläuft, nämlich durch die Annäherung an das Fremde – und zum Teil unbewusst Abgespaltene – mehr in uns selbst zu verstehen und das Destruktive zu integrieren. In diesem Sinne war ich eigentlich mit A. Senfft's These identifiziert, dass gerade wir Deutschen prädestiniert seien (wenn wir aus unseren eigenen Erfahrungen gelernt haben), zur Verständigung zu verhelfen und Vorurteile und Feindschaften abzubauen. Mit aller Heftigkeit habe ich mich dagegen gewehrt, dass man A. Senfft und damit auch mir diesen Platz verwehrt, und war ziemlich erschüttert.

Zusätzlich war ich noch verwirrt davon, dass Peter – wohl aus einer eigenen Angst heraus – Alexandra Senfft und mir seine Hilfe anbot, indem er sich bei der Veranstaltung mit auf das Podest setzen wollte: um uns vor den Juden zu schützen, von denen er annahm, dass sie bei dem Vortrag, wie in unserer Literaturgruppe, mit Empörung reagieren könnten.

Die Verwirrung war perfekt: ging es hier um eine Verschiebung oder wechselseitige Projektion von Ängsten? Plötzlich war die Realität heutiger Täter- und Opfer-Anteile (Israel/Palästina/Naher Osten) verwoben mit den Phantasien der jüdisch-deutschen Holocaust-Vergangenheit. Meine Ängste, den Nachkommen der Holocaust-Überlebenden nicht zu nahe kommen zu dürfen, kreuzten sich offensichtlich mit Peters Befürchtungen, aus Loyalitätsgründen seinen Eltern gegenüber die Israelis nicht kritisieren zu dürfen. Peter wollte mich vor den ‚Juden‘ schützen, ich ihn vor den ‚Israelis‘.

Diese Auseinandersetzung bewirkte eine wichtige Veränderung: ich bemerkte, wie sehr Peter zu kämpfen hatte zwischen den „guten“ und „bösen“ Seiten der Israelis (und vielleicht seinen eigenen?) und welchen Loyalitätskonflikt er durchmachte. Ich fühlte mich ihm jetzt sehr nahe.

Seine eigenen Worte am Ende der Vortragsveranstaltung: „ich glaube jetzt, ich muss keine Loyalität den Eltern gegenüber mehr aufrecht erhalten und kann auch die Israelis kritisieren“ bestätigten eine bewegende Veränderung.

Ringens um Integration und Empathie

Im Vergleich dazu kommt mir heute mein Statement 2008 zur Einführung in eine Veranstaltung mit Gottfried Wagner(25) „Möglichkeiten und Grenzen des Post-Holocaust-Dialogs“ noch ziemlich resignativ vor: „Ich muss akzeptieren, dass das Verständnis füreinander sehr begrenzt ist, obwohl wir uns um das Verstehen bemühen. Für mich steht längst die Akzeptanz der Schuld der Väter (Eltern) nicht mehr im Mittelpunkt, sondern die eigene Persönlichkeit, die eigenen Schwachstellen und Defizite, vielleicht auch die eigenen „Täteranteile“ und trotzdem kommt es mir manchmal so vor, als bewegten wir uns in einem Sumpf, der uns nicht nach vorne, sondern eher zurückschauen lässt. Ich sehe keine Möglichkeit, das Entsetzliche und das Grauen, was passiert ist, auch nur annähernd zu verstehen, geschweige denn zu verarbeiten. Für mich stellt sich daraus die Frage, ob der Dialog nicht auch festfahren kann, weil auch die zweite Generation den inneren Abstand nie wird haben können.“

Seitdem hat sich für mich viel verändert. Die beiden Hauptaspekte, die ich in diesem Statement angesprochen habe, nämlich das Schuldthema und die Begrenztheit der Verständigung, sind heute keine wesentlichen Themen mehr. Die Väter werden allmählich ‚historisiert‘ – äußerlich wie innerlich. Auch bei mir. Es bleibt die Scham übrig, diesen Vater gehabt zu haben und das (wahrscheinlich lebenslange) Ringen um eine Integration von menschlichen und ‚Monster‘-Qualitäten, von Enttäuschung und Wut, von Empathie und Trauer .

Das Ringen um Integration in den erwähnten PAKH-Dialogen, sowohl der innerpsychischen als auch in den Beziehungen untereinander, rankte sich immer wieder um die Täter- und Opferzuschreibungen, die bei heftigen Angst auslösenden Kontroversen jede mühsame Differenzierung wieder erschweren konnte. Dies zeigte sich besonders anhand der Leid-Erfahrungen, die auch in der Kriegskindergruppe nach und nach ausgesprochen und miteinander geteilt werden konnten. Es erschien unendlich schwer, eine Balance zu finden zwischen Leid und Schuld, zwischen Scham und Schmerz, zwischen jüdischen und nicht jüdischen deutschen Erfahrungen, ohne in Opfer-Konkurrenz oder erneute Spaltungen zu geraten.

Dieses Ringen wird von etlichen Nachkommen der Täter beschrieben und führt zu höchst unterschiedlichen ‚Lösungen‘.

Was bedeutet es, von einem Massenmörder abzustammen? Ein deutsch-israelischer Dokumentarfilm „Meine Familie, die Nazis und ich“(26) stellt fünf Nachfahren von großen und öffentlich bekannten NS-Tätern in den Mittelpunkt, wie sie sich mit dem Familienerbe auseinandersetzen. Dabei ist eine Polarisierung nicht zu übersehen:

Einerseits haben die Nachkommen auf ewig mit ihren Eltern oder Großeltern gebrochen und stecken in einem tiefen Hass fest, der sich nicht auflösen lässt.

Die radikalste Abkehr ist dabei von Niklas Frank(27) bekannt, über seine Bücher „Der Vater – Eine Abrechnung“ und „Meine deutsche Mutter“. Im Film wird er bei Lesungen in Schulen gezeigt mit dem Kommentar: es koste ihn zwar Überwindung, „Abend für Abend meine Eltern vor jungen Leuten hinzurichten, aber sie haben es ja verdient.“

Die Großnichte des ehemaligen Luftwaffenchefs Hermann Göring gesteht, dass sie und ihr Bruder sich hätten sterilisieren lassen „um keine weiteren Görings mehr zu produzieren“.

Auf der anderen Seite stehen die Nachkommen, die in einer unauflöselichen Loyalitätsbindung stecken geblieben sind, die eine Idealisierung der Täter aufrechterhalten müssen und die schlimme Wahrheit nicht ertragen können. Ein tragisches Beispiel ist Gudrun Himmler, Tochter des Heinrich Himmler – damals Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei'. Er war verantwortlich für die Konzentrationslager. Gudrun Himmler hat ihr Leben lang den Vater rehabilitieren wollen, sie hat aus Trotz den Namen behalten und dadurch nach dem Krieg massive Benachteiligungen und berufliche Behinderungen in Kauf nehmen müssen. Später hat sie die Nähe der Neonazis gesucht, eine lebenslange Verstrickung mit der induzierten malignen Vaterbindung. (28)

Ich hatte das Privileg, die zurückliegenden Jahre noch einmal mit einer intensiven Psychoanalyse zu begleiten. Dafür bin ich sehr dankbar, weil sie mir wahrscheinlich ermöglicht hat – im Zusammenwirken mit den PAKH-Dialogen – nicht in einem dieser Extreme zu landen. Der verbleibende Hass auf die Eltern oder Großeltern wirkt auch als Hass gegen sich selbst. Auch wir Kinder und Enkel müssen uns mit Seiten auseinandersetzen, die wir nicht haben möchten und die doch zu uns gehören. Schmerz und Trauer über diese Realität sind bitter und hilfreich zugleich.

Unsere Erfahrungen zeigen, dass wir Zeit und Geduld brauchen, um Veränderungen und Versöhnungswünsche nicht als Lippenbekenntnisse entlarven zu müssen. Ein Beispiel aus Südafrika nach der Apartheid demonstriert dies auf erschütternde Weise: in einem Film konnten wir sehen, wie ein weißer Täter sich einer schwarzen Familie stellen wollte, der er Schlimmes angetan hatte. Er wollte sich entschuldigen und Reue bekunden. Es schien eine gute und menschliche Absicht zu sein. Als er sich mit dem schwarzen Ehepaar konfrontierte, erstarrte er und wirkte eher wie ein kalter Täter, der niemals Reue empfinden könnte. Es spitzte sich eine explosive Spannung zu, bis plötzlich der am Rande anwesende Sohn des Ehepaares eine Vase ergriff und sie dem Täter über den Kopf warf; er entlud die Spannung auf seine Weise und stürzte damit sich und seine Eltern in neues Unglück. Er kam ins Gefängnis und konnte für seine Familie kein Geld mehr verdienen.

Beim Anblick dieses Täters konnte ich seine Angst deutlich spüren und die verheerende Wirkung, die von seiner Erstarrung ausging. Ich kannte sie aus vielen früheren Situationen. Er selbst konnte es nicht, sonst hätte er etwas davon gezeigt und in seiner Schwäche und Unsicherheit möglicherweise ein Stück Empathie erleben können. Die innerpsychische Reife für eine solche Gegenüberstellung, die Fähigkeit, Angst und Scham zu spüren und zu zeigen, waren (noch) nicht gegeben.

Resümierend kann ich sagen, daß das Ringen um Integration und Empathie für uns alle im PAKH neue Perspektiven geschaffen hat. Nicht nur wir selbst haben uns weiter entwickelt, sondern eine besondere Bedeutung hat diese Transformation für unsere Kinder – für die dritte Generation. In Deutschland sind an vielen Orten Gruppen für „Kriegsenkel“ entstanden, junge Menschen die immer noch unter der Last der verschwiegenen, nicht verarbeiteten oder verlogenen Holocaust- und NS-Geschichte zu leiden haben. So musste z.B. ein junges Mitglied im PAKH - zusammen mit ihrer Mutter – durch Recherchen herausfinden, dass ihr Großvater jüdischer Herkunft war, schon einmal verheiratet gewesen ist und seine erste Frau durch den Holocaust verloren hatte. Ihre Mutter wusste von dieser Geschichte nichts, eine Bürde mit der sie als dritte Generation zu leben hat.

Als unser Sohn 1991 (mit 10 Jahren) in der Schule den Stammbaum seiner Familie malen sollte, gab er den späteren 2. Ehemann meiner Mutter als seinen Großvater an. Er wusste es besser – aber zu jener Zeit war dies seine Lösung.

Im Jahr 2004 – während seines Studiums der Medienwissenschaften – entschied er selbst, uns zusammen mit einem Kollegen auf der ersten Südafrika-Reise zu begleiten und einen Film darüber zu drehen. Er nannte den Film: „Eine Reise – Auf der Suche nach Versöhnung“(29). Es war auch seine Reise, zu seinen Ahnen, zur dunklen Geschichte seines Heimatlandes und zu einer neuen Form des Umgangs mit individueller und kollektiver Gewalt in Südafrika: Rache, Versöhnung, Zerstörung und Hoffnung sind zentrale Bestandteile des Films.

Die Reise geht weiter – über die Generationen hinweg!

Verantwortung und Realität

Zwei abschließende Beispiele zeigen auf, daß wir auch in der Realität neue und kreative Wege beschreiten, um Verantwortung für unsere Geschichte zu übernehmen.

Peter und ich sind heute als Vorstand des PAKH aktiv, das entspricht auch unseren Vorstellungen im Verein, dass der Vorstand idealerweise aus einem jüdischen und einem deutschen (nicht jüdischen) Kollegen zusammengesetzt sein sollte. Es ist die Erprobung der realen (Arbeits-) Beziehung und des gewachsenen Vertrauens zwischen Peter und mir. Ein besonderes Anliegen für die Zukunft ist uns, junge Menschen anzusprechen und z.B. mit Hilfe engagierter Lehrer in Schulen Interesse an der Dialogarbeit und der Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte zu wecken.

Vor einigen Jahren hat Peter in und mit seiner Familie einen wichtigen Trauerprozess vollzogen: er hat vor dem Haus seiner Großeltern in Budapest sog. „Stolpersteine“(30)³ verlegt. Dies sind Erinnerungs-Steine, die vor dem Haus verlegt werden, in dem die jüdischen Opfer gelebt haben. Sie sollen an die jüdischen Menschen erinnern, die in diesem Haus gelebt haben und den Holocaust nicht überlebt haben. Eingraviert sind Namen, Geburts- und Todesdaten und – soweit bekannt – der Ort des Todes. Dies war verbunden mit einer Gedenkfeier, zu der Verwandte und Freunde noch einmal zusammenkamen. Eine bewegende Rückkehr in sein Geburtsland. Wir Freunde vom PAKH haben Peters Weg mit großer Anteilnahme verfolgt.

Auch in meiner Familie gab es einen Trauerakt, der eine integrative und versöhnliche Bedeutung für die zweite und dritte Generation hatte: mein sechs Jahre älterer Bruder, der immer eine besondere Sorge um das gesamte weit verstreute familiäre Erbe walten ließ, hat in unserer Anwesenheit das Familiengrab der väterlichen Familie um einen Stein erweitert: für meinen Vater, mit seinem Geburts- und seinem Todesjahr. Wir wissen nicht, wie und wo mein Vater begraben wurde. Auch wenn das mancher nicht verstehen mag: es ist ein Zeichen, dass es ihn gab und dass er unser Vater war, mit allen menschlichen und unmenschlichen Seiten. Ich weiß, dass Peter es heute versteht.

Anmerkungen

1. Gobodo-Madikizela, P., 2003, A Human Being Died That Night, A Story of Forgiveness. Cape Town: David Philip Publishers
2. Welzer, H., Moller, S., Tschuggnall, K.: „Opa war kein Nazi“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Fischer Verlag, Frankfurt, 5. Aufl., Juli 2005
3. Schwarz, G.: „Eine Frau an seiner Seite“ (Hamburger Edition, 1997). Sie beschreibt in ihrem Buch... „daß Himmler in seinen Reden und Schriften immer wieder betonte, die SS sei eine ‚Sippengemeinschaft‘ von Männern und Frauen, die nur leben und überleben könne, wenn sie die Mitwirkung und den Enthusiasmus der Frauen zu gewinnen vermöge.“ (S.12) Trotz dieser Loyalität wurden sie nach dem Krieg in keiner Weise zur Rechenschaft gezogen. Sie sollten die saubere und unschuldige Seite verkörpern und den Wiederaufbau aktiv in die Hand nehmen.
4. siehe dazu: Haarer, J.: „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“, Lehmanns, München, 1934; noch 1996 fand ein Nachdruck unter dem Titel statt: „Die Mutter und ihr erstes Kind“, Carl Gerber, Nürnberg
5. Die Bildung von Introjekten findet insbesondere bei der unbewussten Weitergabe von (Gewalt-) Traumata an die nächsten Generationen statt. Dort wirkt das Introjekt wie ein Fremdkörper, der vom Ich-Erleben, vom Denken, Phantasieren und Sprechen weitgehend abgetrennt ist. Die transgenerationale Weitergabe unverarbeiteter psychischer Inhalte durch Introjektion auf die nächste Generation wurde vor allem von Kestenbergs (1974), Grubrich-Simitis (1979), Faimberg (1987 – als telescoping), und Kogan (1990b) untersucht. (siehe Hirsch, M.: „Transgenerationale Weitergabe von Schuld und Schuldgefühl“ in: Opher-Cohn, L.; Pfäfflin, J.; Sonntag, B.; Klose, B.; Pogany-Wnendt, P. (Hg.): „Das Ende der Sprachlosigkeit“, 2000 Psychosozial-Verlag
6. siehe Literatur:
Mitscherlich, A.: „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“, 1963, suhrkamp
Radebold, H.: Abwesende Väter und Kriegskindheit“, 2010, Klett Cotta
7. Dokument in Privatbesitz, geschrieben im August 1947 in Rainbach/Neckargemünd
8. Nach dem 2. Weltkrieg stand eine Wiedereinführung der Bundeswehr außer Diskussion. Sie wurde besonders von der jüngeren Bevölkerung entschieden abgelehnt. Auch die Verabschiedung des Grundgesetzes 1949 sah nichts Derartiges vor. Unter Konrad Adenauer wurde dann 1954 unter heftigem Protest die Bundeswehr eingeführt.
9. *Faimberg, H.: Teleskopung, Die intergenerationelle Weitergabe narzisstischer Bindungen, 2009, Brandes & Apsel. Faimberg beschreibt, wie unbewusste Identifizierungen zu einer Verdichtung oder einem teleskopartigen Ineinandergleiten von mehreren Generationen führen. (S. 15)

Um 1900 entstandene Erneuerungsbewegung mit antibürgerlichen Zügen. Ziel war

der Ausbruch aus dem städtischen Leben und der Industriegesellschaft. 1901 Gründung von ‚Wandervogel‘; nach dem 1. Weltkrieg entstand die ‚bündische Jugend‘ mit völkisch-nationalem Gedankengut; 1927 die ‚Deutsche Freischar‘.

11. Unter dem Stichwort ‚68-er-Generation‘ werden verschiedene, meist linksgerichtete Studenten- und Bürgerrechtsbewegungen zusammengefasst, die mehr oder weniger zeitlich parallel seit Mitte der 1960er Jahre aktiv waren. Der Name bezieht sich auf das Jahr 1968, in dem einige der von diesen Bewegungen thematisierten Konflikte eskalierten, insbesondere in den USA in den Antikriegsdemonstrationen und den Folgen der Ermordung Martin Luther Kings. Die Themen in Deutschland waren der Protest gegen den laufenden Vietnamkrieg (Ostermarsch- und Friedensbewegung), der Kampf gegen Faschismus und Autorität sowie für die Gleichstellung von Minderheiten. Auch die Frauenbewegung sowie die Flowerpower- und Hippie-Bewegung gehören in diese Zeit.
12. Das ‚Berlin Document Center‘ (BDC) war unmittelbar nach Kriegsende von der US-Armee in Berlin als Sammellager von beschlagnahmten Dokumenten aus der NS-Zeit zur Vorbereitung der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse und der Entnazifizierung errichtet worden. Unter anderem waren Personalunterlagen von ca. 350 000 SS-Angehörigen archiviert worden.
13. hierzu kann ich nur einige ausgewählte Literatur nennen:
Eckstaedt,A.(1989): Nationalsozialismus in der „zweiten Generation“, Frankfurt: Suhrkamp;
Bergmann,M.S.; Jucovy,M.E.; Kestenberg, J.S. (Hrsg.): Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt a.M.: Fischer 1995
Von Westernhagen, D.: Von der Herrschaft zur Gefolgschaft. Die von Westernhagens im „Dritten Reich“, 2013 Universitätsverlag Osnabrück
14. Hirsch, M.: Psychoanalytische Traumatologie – Das Trauma in der Familie. 2004 Schattauer GmbH Stuttgart
15. Faimberg, H. (1987): Die Ineinanderrückung (Telescoping) der Generationen. In: Jahrb.Psychoanal; 20;
16. Winnicott, D.W.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Psychosozial-Verlag, 2002
17. Bar-On, D.:” The Legacy of Silence. Encounters with children of the Third Reich”, 1989, Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts
18. Von Kellenbach, K.: The Mark of Cain: Guilt and Denial in the Post-War Lives of Nazi Perpetrators. 2013 Oxford University Press
19. Pfäfflin,J.; Reusmann,D.; Rije,E.; Sokolova,M.: Analysis of Transgenerational Transmission of Holocaust Survivor Experience and a Process of Dialogue between a Holocaust Survivor and his Descendants through Three Generations. Presentation on the Conference “Beyond Reconciliation” 2009 at the University of Cape Town.
20. Jenninger, P.: unveröff.Redete am 10. November 1988 im Deutschen Bundestag gehalten anlässlich des 50. Jahrestages der Novemberpogrome 1938

21. Heer, H.: Die Nazizeit als negatives Eigentum. Vom angemessenen Umgang mit der Schuld der Deutschen 1933 – 1945. Unveröff. Vortrag
22. Unter ‚Übergangsraum‘ versteht Winnicott den ‚Zwischenbereich des Erlebens, zu dem sowohl die innere Realität als auch das äußere Leben beitragen – ich untersuche daher das Wesen der Illusion, jenes Raumes, der dem Kleinkind zugebilligt wird und dem im Leben des Erwachsenen Kunst und Religion zugehören‘, zitiert aus: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Psychosozial-Verlag.
23. Senfft, A.: Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte. Ullstein Buchverlage GmbH, 2007
Brunner, C.; von Seltmann, U.: Schweigen die Täter – reden die Enkel. Büchergilde Gutenberg, 2004
24. Erlich, H. S.; Erlich-Ginor, M.; Beland, H.: Fed with Tears – Poisoned with Milk The “Nazareth” Group-Relations-Conferences Germans and Israelis – the Past in the Present. S. 15:”This book shows the unique meaning and importance of the other to one’s own efforts to change. The bottom line of these conferences is a demonstration of how crucial the actual presence of the other is in producing the desirable changes in one’s identity”.
25. Gottfried Wagner, der Urenkel Richard Wagners, hat sich intensiv mit der Geschichte seiner Familie auseinandergesetzt, was u.a. in seiner Autobiographie „Wer nicht mit dem Wolf heult“ eindrucksvoll zum Tragen kommt. (Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 2002). Über seine Erfahrungen hielt er einen Vortrag im Jahr 2008 in Düsseldorf auf Einladung des PAKH.
26. Sendung im deutschen Fernsehen (ARD) am 13.06.2012; Regisseur: Chanov Ze’evi
27. siehe: Lebert, N.& S.: „Denn Du trägst meinen Namen“. Das schwere Erbe der prominenten Nazi-Kinder, 2000, Blessing Verlag, München
28. siehe oben
29. “Eine Reise - A Journey – The Search for Reconciliation“, a documentary by Florian Siebert, Siebert Film 2010
30. Artist Gunter Demnig’s “Stumble Stones” (“Stolpersteine”) are memorials to men, women and children who were murdered by the Nazis. Placed outside each victim’s last place of residence, they cite name, dates of birth and death, and place of death; bar facts which conceal individual life stories.

Literatur

- Bar-On, Dan (2004): Die Last des Schweigens, edition Körper-Stiftung, Hamburg
- Bar-On, Dan (2006): Die „Anderen“ in uns, edition Körper-Stiftung, Hamburg
- Bergmann MS, Jucovy ME, Kestenberg,JS (Hg) (1995): Kinder der Opfer – Kinder der Täter. Fischer, Frankfurt
- Bohleber, W.: Zur Psychoanalyse von Schamerfahrungen. Editorial in Psyche 62, 2008, 831-839
- Bohleber, W.: Trauma – Transgenerationelle Weitergabe und Geschichtsbewusstsein, in:
- Hondrich, C. (Hg.): Vererbte Wunden. Traumata des Zweiten Weltkriegs – die Folgen für Familie, Gesellschaft und Kultur.
- Brunner, C.; v.Seltmann,U.: Schweigen die Täter - reden die Enkel. 2004, Edition Büchergilde, Frankfurt am Main
- Eckstaedt, A. (1989): Nationalsozialismus in der „zweiten Generation“, Frankfurt:Suhrkamp
- Erlich, H.S., Erlich-Ginor,M., Beland,H.: Fed with Tears – Poisoned with Milk. The “Nazareth” Group-Relations-Conferences. Germans and Israelis – The Past in the Present.
- Faimberg, H. (2009): Teleskopung. Die intergenerationelle Weitergabe narzisstischer Bindungen, Brandes & Apsel
- Grünberg, K., Straub,J. (Hg) (2001): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des NS bei Nachkommen von Opfern und Tätern, Edition diskord, Tübingen
- Heimannsberg, B; Schmidt, Ch. (Hg): Das kollektive Schweigen. Köln: Edition Humanistische Psychologie
- Heer, H.: Vom Verschwinden der Täter. Aufbau Taschenbuch Verlag, 2.Auflage 2006
- Hilgers, M.: Scham. Gesichter eines Affekts. Vandenhoeck & Ruprecht
- Hinz, Helmut: Projektive Identifizierung und psychoanalytischer Dialog. Psyche 7, 1989, 609-630
- Hirsch, M.: Transgenerationelle Weitergabe von Schuld und Schuldgefühl in: Opher-Cohn...(Hg): Das Ende der Sprachlosigkeit?, edition psychosozial (2000)
- Hirsch, M.: Psychoanalytische Traumatologie – Das Trauma in der Familie, 2004, Schattauer, Stuttgart
- Huhnke, B., Krondorfer,B. (Hg.): Das Vermächtnis annehmen. Kulturelle und biographische Zugänge zum Holocaust – Beiträge aus den USA und Deutschland

- v. Kellenbach, K.: The Mark of Cain. Guilt and Denial in the Post-War Lives of Nazi Perpetrators. Oxford University Press 2013
- Lebert, N.u.S.: Denn Du trägst meinen Namen. Das schwere Erbe der prominenten Nazi-Kinder. Blessing Verlag, 4. Auflage, 2000
- Mitscherlich, A.u.M.: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München 1967
- Moré, A. (1997): „Bis ins dritte und vierte Glied“, Erklärungen und Mechanismen der transgenerationalen Übertragung, in: Gruppenanalyse Vol.17, Heft 1
- Moré, A. (2009): Grenzenlosigkeit – Wut – Resignation. Reinszenierung und Abwehr bei den Nachkommen von Tätern, in: Gruppenanalyse Vol.19 (2009), Heft 2
- Müller-Hohagen, J.: Geschichte in uns. (1994), Knesebeck, München
- Müller-Hohagen, J.: Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Die seelischen Auswirkungen der Nazizeit. München, 1988
- Rosenthal, G. (Hg.): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, edition psychosozial 1997
- Rüsen, J., Straub, J. (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit, suhrkamp taschenbuch wissenschaft
- Schwarz, G.: Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der „SS-Sippengemeinschaft“. Hamburger Edition, 1997, Hamburg
- Seidler, G.: Der Blick des Anderen. Eine Analyse der Scham. 2001, Klett-Cotta, Stuttgart
- Senfft, A.: Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte, clausen Berlin, 2007
- Siebert, F.: A Journey – The Search for Reconciliation. A Documentary, GER 2011
- Tiedemann, J.L.: Scham. 2013, Psychosozial-Verlag, Giessen
- Volkan, V.D. u.a.: „The Third Reich in the Unconscious“ (2002), Brunner-Routledge, New York
- Welzer, H. u.a. (Hg): „Opa war kein Nazi“, Frankfurt/M., Fischer (2002)
- Winnicott, D.W.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Psychosozial Verlag, 2002
- Wurmser, L.: Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten, Springer Verlag, 2. Auflage, 1993